



DES PERMITTES

DAS LEBEN DES
**VERNON
SUBUTEX**
1

ROMAN

KiWi

Virginie Despentes

Das Leben des Vernon Subutex

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Steinitz

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Virginie Despentes](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Virginie Despentes

Virginie Despentes, Jahrgang 1969, hierzulande bekannt als Autorin der Skandalbüchern »Baise-moi – Fick mich«, »Apokalypse, Baby« und »King Kong Theorie« hat sich mit den Vernon-Subutex-Romanen in den Olymp der zeitgenössischen französischen Schriftsteller geschrieben. Die Bücher waren in Frankreich Riesenbestseller und wurden als Serie fürs Fernsehen verfilmt. Despentes war mehrfach für den Prix Goncourt nominiert. Seit Anfang 2016 ist sie Mitglied der Jury.

Die Übersetzerin

Claudia Steinitz übersetzt seit dreißig Jahren französischsprachige Literatur, u.a. von Yannick Haenel, Véronique Olmi, Albertine Sarrazin und Lyonel Trouillot.

Weitere Titel bei Kiepenheuer & Witsch:

Das Leben des Vernon Subutex 2, Das Leben des Vernon Subutex 3, King Kong Theorie.

Über dieses Buch

Wer ist Vernon Subutex? Eine urbane Legende, der letzte Zeuge einer Welt von Sex, Drugs und Rock'n'Roll und einer, mit dem es unsere Zeit nicht gut meint. Gerade noch Besitzer eines Kult-Plattenladens mit Erfolg und besten Kontakten, steht er nun auf der Straße und quartiert sich mit Hilfe von Facebook und einer Notlüge reihum bei alten Freunden und Weggefährten ein.

Daraus entsteht eine Reise zu den Abgründen einer zutiefst verunsicherten Gesellschaft und gleichzeitig ein grandioses Sittengemälde unserer Zeit, das kein gesellschaftliches Thema unberührt lässt, die Islamismusdebatte ebenso wenig wie den Aufstieg der Rechten in Frankreich.

Als der Roman 2015 in Frankreich erschien, führte er monatelang die Bestsellerlisten an und machte seine Autorin zu einer der wichtigsten und gefragtesten Schriftstellerinnen des Landes. Mit ihrer Subutex-Trilogie ist Virginie Despentes eine »menschliche Komödie« unserer Zeit gelungen – der Vergleich mit Balzac ist nicht zu hoch gegriffen.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Vernon Subutex*

Die Originalausgabe erschien 2015 bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris.

© Virginie Despentes und Éditions Grasset & Fasquelle, 2015

All rights reserved

Aus dem Französischen von Claudia Steinitz

© 2017, 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotiv: Eiffelturm: © plainpicture/Stephanie Uhlenbrock

U-Bahn: © plainpicture/Readymade-Images/Wilfrid Hoffacker

ISBN 978-3-462-31727-5

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung,

Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Hinweis

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die
großzügige Unterstützung ihrer Arbeit.

Non omnis moriar

...

*Für Martine Giordano,
Joséphine Pépa Bolivar,
Yanna Pistruin*

Die Fenster im Haus gegenüber sind schon hell. Sieht aus wie eine Werbeagentur. In dem großen *open space* bewegen sich vereinzelt Gestalten. Die Putzfrauen fangen um sechs an. Meistens ist Vernon schon wach, wenn sie kommen. Er hat Appetit auf einen starken Kaffee und eine Filterzigarette, er würde sich gern eine Scheibe Brot toasten und beim Frühstück online die Schlagzeilen des *Parisien* überfliegen.

Kaffee hat er seit Wochen nicht mehr gekauft. Die Zigaretten, die er sich morgens aus den Kippen vom Vortag dreht, sind so dünn, dass er eigentlich nur noch Papier raucht. Er hat nichts zu essen im Haus. Aber das Internetabo hat er behalten. Es wird an dem Tag abgebucht, an dem das Wohngeld überwiesen wird. Das kommt zwar seit Monaten nicht mehr, aber bis jetzt hat es trotzdem irgendwie geklappt. Hoffentlich geht es weiter gut.

Sein Handyabo ist abgelaufen, er macht sich keinen Kopf mehr um Flatrates. Im Angesicht der Katastrophe hält sich Vernon an einen Grundsatz: so tun, als ob nichts wäre. Er hat zugesehen, wie alles den Bach runterging, erst war es wie in Zeitlupe, dann legte der Absturz an Tempo zu. Aber Vernon hat weder die Gleichgültigkeit noch die Eleganz aufgegeben.

Erst haben sie ihm die Stütze gestrichen. Per Post hat er eine Kopie des Berichts bekommen, den seine Beraterin über ihn geschrieben hat. Sie haben sich gut verstanden. Fast drei Jahre lang haben sie sich regelmäßig in ihrer engen Box getroffen, wo sie die Grünpflanzen sterben ließ. Madame Bodard, wie aus dem Ei gepellt, rot gefärbte Haare, mollig, große

Brüste. Sie erzählte gern von ihren beiden Söhnen, die ihr Sorgen machten, sie brachte sie häufig zum Kinderarzt und hoffte, dass er Hyperaktivität feststellte, die die Verschreibung von Beruhigungsmitteln rechtfertigen würde. Aber der Arzt fand, sie seien in Hochform, und schickte sie nach Hause. Madame Bodard hatte Vernon erzählt, dass sie als junges Mädchen mit ihren Eltern bei Konzerten von AC/DC und Guns N'Roses gewesen war. Jetzt stand sie mehr auf Camille und Benjamin Biolay, aber er hatte sich jeden abschätzigen Kommentar verkniffen. Sie hatten lange über seinen Fall gesprochen: Vernon war von zwanzig bis fünfundvierzig Plattenverkäufer gewesen. Auf seinem Gebiet waren Stellenangebote noch seltener, als wenn er im Kohlebergbau gearbeitet hätte. Madame Bodard hatte eine Umschulung vorgeschlagen. AFPA, GRETA, CFA, gemeinsam hatten sie sich bei allen Bildungsträgern die Angebote angesehen, die ihm offenstanden, und sich in aller Freundschaft mit der Verabredung getrennt, sich wiederzusehen und die Lage zu besprechen. Zwei Jahre später war seine Bewerbung für eine Ausbildung zum Verwaltungsangestellten abgelehnt worden. Er fand, er habe getan, was seine Pflicht sei, er war zum Spezialisten für Bewerbungen geworden, die er mit schöner Effizienz vorbereitete. Im Laufe der Zeit bekam er den Eindruck, dass sein Job tatsächlich darin bestand, sich im Internet rumzutreiben, nach Stellen zu suchen, die seinem Profil entsprachen, und dann Lebensläufe hinzuschicken, um im Gegenzug Absagen zum Vorzeigen zu bekommen. Wer wollte schon einen fast Fünfzigjährigen ausbilden? Immerhin hatte er ein Praktikum in einem Konzertsaal in der Banlieue und eins in einem Programmkino ergattert – aber abgesehen davon, dass er ein bisschen rauskam, über die Probleme des RER auf dem Laufenden blieb und Leute traf, verschaffte ihm das alles eigentlich nur ein unangenehmes Gefühl von Verschwendung.

In dem Bericht, den Madame Bodard verfasst hatte, um die Streichung seiner Bezüge zu rechtfertigen, erwähnte sie Dinge, die er nebenbei

erzählt hatte: dass er kleinere Beträge ausgab, um die Stooges in Le Mans zu sehen, oder mal hundert Euro beim Poker verlor. Anstatt sich wegen der Streichung seiner Stütze zu sorgen, hatte er sich beim Überfliegen des Berichts entsetzlich für sie geschämt. Die Beraterin war um die dreißig. Wie viel verdiente sie, wie viel verdient so ein Mädels, zweitausend brutto? Allerhöchstens. Aber ihre Generation war im Rhythmus der Soap *Secret Story* aufgewachsen: eine Welt, in der jederzeit das Telefon klingeln kann, um dir die Anweisung zu geben, die Hälfte deiner Kollegen rauszuwerfen. Eliminiere deinen Nächsten, so lautet die goldene Regel der Spiele, die man ihnen mit der Muttermilch eingeflößt hat. Wie soll man heute von ihnen erwarten, dass sie das krank finden?

Als er seinen Bescheid erhielt, hatte sich Vernon gesagt, das werde ihn bestimmt motivieren, »irgendwas« zu finden. Als hätte die Verschärfung seiner Situation einen wohltuenden Einfluss auf seine Fähigkeit, aus der Sackgasse herauszukommen, in die er sich manövriert hatte.

Aber nicht nur mit ihm war es schnell bergab gegangen. Bis zum Beginn des Jahrtausends hatten sich eine Menge Leute irgendwie durchgeschlagen. Da wurden Fahrradboten noch Labelmanager, ergatterten freie Journalisten einen Job als Redakteur der Fernsehseite, endete selbst der größte Versager als Chef der Plattenabteilung in der Fnac ... Am Ende des Hauptfelds kamen sogar die am wenigsten Ehrgeizigen noch als Saisonkraft bei einem Festival, mit einem Roadiejob bei einer Tournee oder als Plakatekleber halbwegs über die Runden ... Vernon saß zwar an der richtigen Stelle, um das Ausmaß des Napster-Tsunamis zu erfassen, aber er hätte sich nie vorgestellt, dass in Sekunden das ganze Schiff untergeht.

Manche behaupteten, das sei karmisch, die Industrie habe mit der Operation CompactDisk zu viel Aufwind bekommen; sie hatte allen Kunden ihre gesamte Plattensammlung noch einmal verkauft, auf einem Medium, das in der Herstellung billiger war und doppelt so teuer verkauft

wurde, und ohne dass ein Musikliebhaber dabei auf seine Kosten kam – niemand hatte sich je über das Vinylformat beklagt. Die Schwachstelle bei der Karmatheorie war, dass man es inzwischen wissen würde, wenn jeder Arschlochauftritt von der Geschichte bestraft würde.

Sein Geschäft hieß *Revolver*. Vernon hatte mit zwanzig als Verkäufer dort angefangen und den Laden auf eigene Rechnung weitergeführt, als sein Chef beschloss, nach Australien auszuwandern und ein Restaurant aufzumachen. Wenn man ihm im ersten Jahr gesagt hätte, dass er den größten Teil seines Lebens in diesem Laden verbringen würde, hätte er geantwortet, ganz sicher nicht, ich habe zu viel vor. Erst wenn man alt wird, begreift man, dass der Ausruf »Kinder, wie die Zeit vergeht!« den Geist alles Handelns am besten zusammenfasst.

2006 musste er zumachen. Das Schwierigste war, jemanden zu finden, der den Vertrag übernahm, und sich von den Träumen vom großen Geld zu verabschieden. Aber das erste Jahr, ohne Arbeitslosengeld, weil er selbstständig gewesen war, lief gut – ein Auftrag für ein Dutzend Einträge einer Rockenzyklopädie, ein paar Tage Schwarzarbeit beim Ticketverkauf für ein Festival in der Banlieue, Plattenrezensionen für Fachzeitschriften ... und er hatte angefangen, im Internet alles zu verkaufen, was er aus dem Laden mitgenommen hatte. Der größte Teil der Bestände war weg, aber ihm blieben noch ein paar Vinylplatten, Schuber und eine beachtliche Sammlung von Plakaten und T-Shirts, die er nicht mit dem Rest hatte verschleudern wollen. Über eBay holte er das Dreifache von dem raus, was er erwartet hatte, alles ohne Theater mit irgendwelcher Buchhaltung. Man muss nur seriös sein, gleich zur Post gehen und auf die Verpackung achten. Im ersten Jahr war er euphorisch gewesen. Das Leben ist oft ein Spiel in zwei Sätzen: Im ersten schläfert es dich ein und lässt dich glauben, dass du führst, und im zweiten, wenn du entspannt und wehrlos bist, serviert es dir seine Schmetterbälle und macht dich alle.

Vernon hatte gerade Zeit, sich wieder ans Ausschlafen zu gewöhnen – mehr als zwanzig Jahre lang hatte er, egal ob es stürmte oder er erkältet war, sechs Tage in der Woche jeden Morgen das gottverdammte Eisengitter seines Ladens hochgezogen. In all den Jahren hatte er die Ladenschlüssel nur dreimal einem Kollegen anvertraut: wegen einer Darmgrippe, eines Zahnimplantats und eines Ischiasanfalls. Er hatte ein Jahr gebraucht, bis er gelernt hatte, morgens wieder im Bett zu bleiben und zu schmökern, wenn er Lust darauf hatte. Der ultimative Kick war für ihn, Radio zu hören und dabei im Netz Pornos zu suchen. Er wusste alles über die Karriere von Sasha Grey, Bobbi Starr oder Nina Roberts. Er machte auch gern Mittagsschlaf, eine halbe Stunde lesen und dann einnicken.

Im zweiten Jahr hatte er sich um das Abbildungsverzeichnis eines Buches über Johnny gekümmert, sich beim Jobcenter angemeldet, das gerade seinen Namen geändert hatte, und angefangen, seine persönliche Sammlung zu verkaufen. Bei eBay kam er auf seine Kosten, er hätte nie gedacht, dass in der Welt 2.0 so ein Fetischrausch herrschte. Alles verkaufte sich: Merchandising, Comics, Plastikfiguren, Plakate, Fanzines, Fotobücher, T-Shirts. Wenn man anfängt zu verkaufen, hält man sich erst mal zurück, aber wenn es läuft, macht es einen Heidenspaß zuzusehen, wie alles verschwindet. Allmählich hatte er seine Wohnung von allen Spuren seines früheren Lebens gereinigt.

Er hörte nicht auf, die Annehmlichkeit eines Morgens zu genießen, an dem einen niemand nervt. Er hatte alle Zeit der Welt, um Musik zu hören. Und die Kills, White Stripes und Strokes konnten so viele Platten rausbringen, wie sie wollten, er musste sich nicht mehr darum kümmern. Er hatte die Nase voll von den ganzen Neuheiten, das hört nie auf; um auf dem Laufenden zu sein, hätte man permanent im Netz hängen und sich ständig neue Töne reinziehen müssen.

Allerdings hatte er nicht vorhergesehen, dass er sich nach der Schließung des Ladens bei den Mädchen derart würde abstrampeln müssen. Man sagt immer, Rock sei Männersache, aber man sagt immer eine Menge Schwachsinn: Er hatte seine Kundinnen, und es gab Nachschub. Er und die Mädchen, das war die große Eintracht. Er war nicht treu, und sie klammerten sich umso fester an seine Rockschoße, weil er nur daran dachte zu verduften. Eine Kleine begleitete ihren Boyfriend auf der Suche nach einer Scheibe, in der Woche drauf kam sie allein wieder. Und dann gab es noch all die, die in der Umgebung arbeiteten. Die Kosmetikerinnen am Ende der Straße, die Mädchen in der Boutique gegenüber, die Mädchen in der Post, die Mädchen im Restaurant, die Mädchen in der Bar, die Mädchen im Schwimmbad. Ein Reservoir, zu dem ihm der Zugang verschlossen war, sobald er die Ladenschlüssel abgegeben hatte.

Er hatte wenig Feste gehabt. Wie viele seiner Bekannten lebte Vernon mit der Erinnerung an das eine Mädchen, das ihn verlassen hatte. Die Einzige, die gezählt hatte. Seine hieß Séverine. Da war er achtundzwanzig. Weil er zu sehr an seinem Ruf als *serial lover* hing, hatte er nicht rechtzeitig begreifen wollen, dass sie die eine war. Er war der coole Straßenwolf, wild und unabhängig, seine Freunde beneideten ihn um die elegante Lässigkeit, mit der er eine Geschichte an die andere hängte. Zumindest war das die Vorstellung, die er von sich selbst hatte. Der *One-Night-Stand*, der Verführer, der sich nicht bindet, den die Mädchen nicht einwickeln. Er machte sich keine Illusionen: Wie viele Männer ohne großes Selbstbewusstsein beruhigte es ihn, dass er die Frauen zum Weinen bringen konnte.

Séverine war groß und aufgedreht, so aufgedreht, dass es anstrengend wurde, ihre Beine waren endlos, sie sah aus wie eine reiche Pariserin, der Typ, der Lammfellwesten tragen kann und darin was hermacht. Sie packte die Dinge entschlossen an, erledigte alle Reparaturen im Haus selbst, und

nicht mal ein Reifenwechsel auf dem Nothaltestreifen machte ihr Angst, sie war die Sorte Reichtochter, die daran gewöhnt ist, allein klarzukommen und nie zu jammern. Das hinderte sie nicht daran, sich zu entspannen, sobald sie zu zweit waren. Wenn er an sie denkt, sieht er sie nackt im Bett, sie liebte es, das ganze Wochenende dort zu verbringen. Ihre Anlage stand auf dem Boden neben der Matratze, und sie musste nicht mal aufstehen, um die Platte zu wechseln. Rings um ihr Lager drapierte sie Kippen, Wasserflaschen und das Telefon, dessen Spiralleitung immer verknotet war. Das war ihr Reich. Für ein paar Monate war er dort willkommen.

Sie war der Typ Mädchen, dem die Mutter beigebracht hat, dass man nicht in Tränen ausbricht, wenn man erfährt, dass man betrogen wird. Séverine biss die Zähne zusammen. Vernon hatte sich aus Blödheit erwischen lassen – und er war überrascht, dass sie ihn nicht sofort verließ. Sie sagte »Ich gehe« und verzieh ihm. Er schloss daraus, dass sie nicht die Kraft hatte, ihn zu verlassen, und empfand beinahe Verachtung für ihre Charakterschwäche. Also konnte er weitermachen. Sie hatten sich schon drei- oder viermal heftig gezofft, und sie hatte gesagt, pass auf, dass du es nicht übertreibst, wenn du mir keine Wahl lässt, hau ich ab, aber Vernon war überzeugt, dass sie es nicht tun würde. Er hatte es nicht kommen sehen. Als er erfuhr, dass sie einen anderen hatte, packte Vernon ihre Sachen in einen Karton und stellte ihn vor dem Haus auf die Straße. Das Bild der Passanten, die in ihrer Kleidung, den Büchern und Fläschchen wühlten und sie vor seiner Haustür verstreuten, sollte ihn noch jahrelang verfolgen. Er hatte nie mehr von ihr gehört. Vernon brauchte eine ganze Weile, bis er begriff, dass er sich davon nicht erholen würde. Er war gut darin, seine Gefühle zu ignorieren. Er denkt oft daran, wie sein Leben aussehen würde, wenn er bei Séverine geblieben wäre. Wenn er den Mut gehabt hätte, auf das zu verzichten, was er vorher gewesen war, wenn er gewusst hätte, dass man sowieso verliert, woran man hängt, und dass es

besser ist, sich darauf einzustellen. Natürlich hat sie Kinder gekriegt. Das war der Typ Mädchen. Die solide werden. Ohne etwas von ihrem Charme zu verlieren. Kein Ehedrachen. Eher entspannt. Sicher isst sie bio und interessiert sich für die Klimaerwärmung, aber er ist überzeugt, dass sie weiter Tricky und Janis Joplin hört. Wenn er bei ihr geblieben wäre, hätte er gleich nach der Schließung des Ladens Arbeit gefunden, weil sie Kinder gehabt hätten und er keine Wahl gehabt hätte. Und heute würden sie sich Gedanken machen, wie man mit dem Kiffen des Großen oder der Anorexie der Kleinen umgeht. Auch gut. Da sagt er sich lieber, dass er den Schaden noch begrenzt hat.

Jetzt vögelt Vernon weniger als ein Ehemann. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass man so lange ohne Sex klarkommt. Facebook oder Meetic sind super Maschinen, um von zu Hause aus Mädchen anzubaggern, aber wenn man nicht auf Second Life abfährt, muss man irgendwann raus, um das Mädchen zu treffen. Die richtigen Klamotten finden, die nach Vintage aussehen und nicht nach Penner, zusehen, dass man nicht im Café oder im Kino landet, erst recht nicht essen gehen ... und sie nicht mit nach Hause nehmen, damit sie nicht die leeren Schränke, den trostlosen Kühlschrank und die abstoßende Unordnung sieht, die nichts mit dem sympathischen Chaos eines eingefleischten Single zu tun hat. Bei ihm herrscht der Geruch nach zu lange getragenen Socken, dieser typische Junggesellengestank. Er kann die Fenster aufmachen und sich eindieseln. Aber der Geruch markiert sein Territorium. Also macht er die Mädchen im Internet an und versetzt sie, wenn sie sich mit ihm verabreden.

Vernon kennt die Frauen, er hat eine Menge Erfahrung. Die Stadt ist voll von Verlorenen, die bereit sind, bei ihm aufzuräumen und auf die Knie zu fallen, um ihm ausgiebig einen zu blasen und ihn aufzumuntern. Aber er ist über das Alter hinaus, wo man sich vorstellt, dass man irgendwas ohne entsprechende Gegenleistung bekommt. Nur weil eine Frau alt und hässlich ist, ist sie deshalb nicht weniger nervtötend und anspruchsvoll als

eine zwanzigjährige Sexbombe. Es ist typisch für die Frauen, dass sie sich monatelang bedeckt halten, ehe sie eine Ansage machen. Er misstraut der Sorte Weiber, die er anlocken könnte.

Mit den Kumpels ist es anders. Jahrelang zusammen Platten hören, zu Konzerten gehen und über die Gruppen diskutieren, das sind heilige Bande. Man hört nicht auf, sich zu treffen, nur weil man das Lokal wechseln muss. Was sich allerdings geändert hatte, war, dass man sich anrufen musste, um etwas auszumachen, während sie früher einfach aufgekreuzt waren, wenn sie in der Nähe zu tun hatten. Er war es nicht gewöhnt, Abendessen, Kinobesuche oder Joint-Apéros zu planen. Allmählich und ohne dass es ihm auffiel, hatten sich viele Freunde in die Provinz verzogen, weil sie Frau und Kinder hatten und nicht mehr in einer Dreißig-Quadratmeter-Wohnung hausen wollten oder weil Paris zu teuer war und sie sicherheitshalber in ihre Heimatstadt zurückgekehrt waren. Wenn du über vierzig bist, duldet dich Paris in seinen Mauern nur noch als Eigentümerkind, der Rest der Bevölkerung setzt seinen Weg anderswo fort. Vernon war geblieben. Vielleicht war das ein Fehler gewesen.

Dieser Zerfall war ihm erst später bewusst geworden, als ihn die Einsamkeit schon lebendig eingemauert hatte. Und dann kam die schwarze Serie.

Mit Bertrand fing es an. Krebs. Ein Rückfall. Die Krabbe war durch die Kehle zurückgekommen. Schon beim ersten Mal hatte er mächtig gelitten. Danach dachte er, er wäre davongekommen. Seine Freunde feierten seine Genesung jedenfalls wie einen endgültigen Sieg. Aber plötzlich kam der Absturz, es traf sie wie ein Nierenhaken, richtig begriffen hatten sie es erst nach der Beisetzung. In den drei Monaten von der Diagnose bis zu seinem endgültigen Abgang hatte die Krankheit ihn förmlich aufgefressen. Bertrand war immer in schwarzen Hemden mit hochgeschlagenem Kragen rumgelaufen. So trug er sie seit 1988. Irgendwann konnte er sie kaum noch zuknöpfen, weil ihm das Bier eine ordentliche Wampe verpasst

hatte. Jenseits der vierzig hatte er lange weiße Haare, eine dunkle Ray-Ban auf der Nase, schöne Schlangenlederstiefel und eine Gaunerfresse. Kupferrose, aber klasse konserviert, ein Koloss.

Es war ein Schock gewesen, ihn im Opa-Pyjama zu sehen. Dass er die Haare verlor, ging noch. Aber der lächerliche Pyjama presste Vernon das Herz zusammen. Bertrand konnte nicht mehr schlucken, daran änderte auch das beste Gras der Welt nichts mehr. Er hatte die Statur verloren, die sein Markenzeichen gewesen war. Die unter der gelblichen Haut hervorspießenden Knochen wirkten obszön. Er bestand darauf, weiter seine Totenkopfringe zu tragen, obwohl sie ihm von den Fingern rutschten. Tag für Tag sah er sich mit vollem Bewusstsein beim Kriechen zu.

Dann kamen der ständige Schmerz, der völlig kraftlose Körper und die Skelettmaske. Sie hörten nicht auf, über die Morphiumpumpe zu lästern, weil dumme Witze ihre einzige Kommunikationsform waren. Manchmal erwähnte Bertrand den Tod, der auf ihn wartete. Er sagte, dass ihn nachts die Angst aufweckte, und er sagte: »Das Schlimmste ist, dass ich noch ganz klar bin, ich spüre, wie mein Körper sich verpisst, und ich kann nichts machen.« Vernon konnte nicht antworten: »Komm schon Alter, das wird wieder, halt die Ohren steif.« Also hörten sie die Cramps, Gun Club und MC5 und tranken Bier, solange Bertrand es noch vertrug. Die Familie regte sich auf, aber mal ehrlich – was blieb ihnen denn sonst?

Und dann eines Morgens die Mitteilung von seinem Tod, per SMS. Erst mal hatte Vernon sich darauf konzentriert, wie die anderen beim Begräbnis eine ordentliche Figur zu machen. Mit Sonnenbrille, die hatten sie alle zu Hause, und einem schönen schwarzen Anzug. Erst danach packte ihn das Entsetzen. Das Entsetzen und die Sehnsucht. Der Reflex, ihn anzurufen, das Unvermögen, seine letzten Nachrichten auf der Mailbox zu löschen, das Unvermögen zu glauben, dass es passiert war. Ab einem bestimmten Alter trennt man sich nicht mehr von den Toten, man

bleibt in ihrer Zeit, in ihrer Gesellschaft. Den Todestag von Joe Strummer hatte Vernon begangen, als wäre Bertrand noch da: Er hatte alle Clash-Platten gehört und Bier getrunken. Clash hatte ihn nie besonders interessiert. Aber auch das vermag die Freundschaft: Man lernt, auf dem Terrain der anderen zu spielen.

An jenem Dezembertag 2002 hatten sie zusammen Schlange gestanden, um Lachs zu kaufen, weil Bertrand mit einer Norwegerin Weihnachten feierte, bei der er mit kulinarischer Raffinesse Eindruck schinden wollte. Er war überzeugt, dass man den Räucherlachs in einem bestimmten Laden im Fünften kaufen musste und nirgends sonst. Sie waren eine ganze Weile Metro gefahren, dann mussten sie sich anstellen. Die Schlange zog sich über den Bürgersteig, und es würde mindestens eine halbe Stunde dauern. Vernon ging sich Kippen kaufen und hörte im Radio des Tabakladens, dass Strummer gestorben war. Er kam zu Bertrand zurück. Nein! Du machst Witze! Glaubst du, dass ich damit Witze mache? Bertrand war ganz blass geworden, er hatte trotzdem seinen Lachs gekauft, außerdem zwei Flaschen Wodka. Während sie durchs Zweite liefen, sangen sie *Lost In The Supermarket* und erinnerten sich daran, dass sie Strummer einmal zusammen bei einem Soloauftritt gesehen hatten. Vernon war nur mitgegangen, um ihn zu begleiten, aber als er einmal dort war, hatte ihn unerwartete Rührung gepackt, er hatte seine Schulter an die des Freundes gedrückt, und ihm waren Tränen in die Augen gestiegen. Darüber hatte er nie gesprochen, aber am Tag des Todes von Joe Strummer hatte er alles erzählt, und Bertrand hatte gesagt, »Ja, ich wusste es, ich habe es gesehen, aber ich hatte keine Lust, dich damit zu nerven. Scheiße, Strummer! Was haben wir danach noch Besseres gehört?«

Drei Monate später war Jean-No an der Reihe. Weder betrunken noch zu schnell. Eine Fernstraße, ein Lastwagen, eine Kurve und Nebel. Er war auf dem Rückweg von einem Wochenendtrip mit seiner Frau, wollte den

Radiosender wechseln. Sie war mit einer zermatschten Nase davongekommen. Die, die man ihr danach verpasst hatte, war viel schicker als die alte. Jean-No hatte nichts mehr davon.

An dem Sonntag saß Vernon bei einer Freundin auf einer Matratze, die halb auf dem Boden, halb an der Wand lag, der indische Stoff darauf war von so vielen Brandlöchern übersät, dass es wie ein Muster aussah. Sie machten sich einen *Alien*-Abend, die ganze Serie, mit Beamer. Die Kleine wohnte an der Metrostation Goncourt in einer Dachkammer. In der Nähe gab es einen der letzten DVD-Verleihe. Sie hatten sich schon *City Wolf* und *Mad Max*, *Der Pate* und *A Chinese Ghost Story* reingezogen. Das Mädchen war eine Perle, hasch- und mangasüchtig. Nicht der Typ, der ständig ausgehen will. Das Einzige, was ihm auf die Eier ging, war ihr »Minou, sei ein Schatz, gehst du mir schnell Bonbons kaufen?«. Fünf Etagen, ohne Fahrstuhl. Vernon war nicht scharf drauf, den diensteifrigen Minou zu mimen. Sie kam mit Colagläsern voll Eis auf einem riesigen Tablett rein, der Film stand auf Pause, und Vernon ging ran, als sein Telefon klingelte, was am Wochenende nur selten vorkam. Aber so lange, wie Emilie nicht mehr angerufen hatte, da ahnte er, dass es wichtig war. Sie hatte es gerade von Jean-Nos kleiner Schwester erfahren. Vernon war überrascht, dass sie es übernahm, die Freunde zu informieren. Immerhin hatte Jean-No eine Frau. Im Moment zwar im Krankenhaus, zugegeben, aber die Info deshalb durch die Geliebte verbreiten zu lassen! Er hatte Emilie sehr gut gekannt, dann hatten sie sich aus den Augen verloren, und das war keine gute Gelegenheit, sich zu erkundigen, wie es ihr ging.

Vernon hatte darauf bestanden, den Film weiterzusehen. Er sagte sich, dass es ihm nicht so viel ausmachte. Das überraschte ihn. Er sagte sich, dass er wohl härter wurde. Immerhin hatte er Jean-No jede Woche gesehen, und nach Bertrands Tod waren sie sich noch nähergekommen. Sie hatten zusammen beim Türken an der Gare du Nord gegessen, immer das gleiche Menü für zwölf Euro bestellt und es mit eiskaltem Bier

begossen. Jean-No hatte aufgehört zu rauchen, es hatte ihn mächtig angekotzt. Wenn er gewusst hätte, dass es umsonst war, der Arme, er hätte sich nachts den Wecker gestellt, um ein paar mehr durchzuziehen. Jean-No hatte ein ätzendes Weibsbild geheiratet. Es gibt viele Männer, denen strenge Kontrolle Sicherheit gibt.

Erst später, mitten in der Nacht, hatte es ihn gepackt. Kurz vor dem Einschlafen durchbohrte ihn ein eisiger Stich. Er musste sich anziehen und rausgehen – durch die Kälte laufen, allein sein, Lichter sehen, Körpern begegnen, in der Bewegung aufgehen und den Boden unter den Füßen spüren. Lebendig sein. Er hatte Mühe zu atmen.

Er ging oft nachts raus, um zu laufen. Das hatte er sich Ende der Achtziger angewöhnt, als die Rocker angingen, Hip-Hop zu hören. Public Enemy und Beastie Boys waren beim selben Label wie Slayer, das hatte einen Bogen geschlagen. Im Laden freundete er sich mit einem Funkadelic-Fan an, ein schweigsamer, verbissener kleiner Weißer, im Rückblick denkt Vernon, dass er auf Heroin war, aber damals hatte er das nicht gecheckt. Der Junge war Sprayer, überall, wo er vorbeikam, hinterließ er sein Tag »Zona«. Ihre Freundschaft hielt nicht lange, Zona hatte die Nase voll von der Straße, »die Metro, das ist der Knaller«, er wollte Züge ramponieren, in die Depots einsteigen, und Vernon hatte keine Lust, ihn da runterzubegleiten. Er hatte sich nicht angesteckt – die Heldengeschichten von 93 MC oder den MKC, Barbarenstil oder Marshmallow-throw-up interessierten ihn einfach nicht. Er begriff zwar, dass es einen Kick gab, ihn aber ließ es kalt. Er riskierte lieber seinen Hals, indem er auf ein Häuserdach stieg und dort zwei Stunden im Schweigen der Spritzpistole verbrachte, ab und zu Pause machte, eine rauchte und die Leute unten vorbeigehen sah, die nicht daran dachten, den Kopf zu heben und die Gestalt des stummen Beobachters zu entdecken.

In der ersten Nacht seines Lebens ohne Jean-No war er gelaufen, bis seine Fußsohlen brannten, und dann weiter. Er dachte an die Kinder von

Jean-No, das haute nicht hin. Halbweisen ohne Vater. Das Wort deckte sich nicht mit dem Bild, das er von den drei debilen Dingen hatte, die ständig nach Aufmerksamkeit, Kuchen oder neuem Spielzeug verlangten.

Jean-No benahm sich vorsätzlich wie ein Vollidiot. Er war arrogant. Er hatte immer schräge Musik gehört, als Teenie liebte er die Einstürzenden Neubauten und Foetus, später verlegte er sich auf meganervendes Zeug, war Fan von Rudimentary Peni und begeisterte sich für Minor Threat, obwohl er soff wie ein Loch. Man musste ihn schon ziemlich mögen, wenn man die Abende mit ihm verbrachte, zumal er absichtlich fies war. Mit vierzig wollte Jean-No bürgerlich werden und verlegte sich auf die Oper. Er zog sich an wie ein Playmobil in Sonntagskleidung und gab schon zehn Jahre, bevor es in Mode kam, rechten Schwachsinn von sich. Damals war das so untypisch, dass es ihm eine besondere Note verlieh.

Fortan lebte Vernon in einer Welt, wo Ian MacKaye sich dem Crack hätte ergeben können, Jean-No war nicht mehr da, um irgendetwas zu verkünden.

Dann war Pedro dran. Kaum acht Monate später. Herzstillstand. Pedro hieß Pierre, aber er nahm so viel Kokain, dass er sich einen südamerikanischen Vornamen verdient hatte.

Vernon wartete vor dem Élysée Montmartre, das noch nicht abgebrannt war und wo die Libertines spielten. Er versuchte, eine ziemlich schräge Praktikantin rumzukriegen, die an einer Sendung über Ardisson arbeitete, sie redete nur von dem Moderator, behauptete, ihn zu hassen, aber er faszinierte sie. Von Weitem sah er einen Kumpel vor dem Eingang und rief ihn, zufrieden, das Mädchen vorzuführen, mit dem er unterwegs war, brünett, Pony, Jeans, Kippe, Pfennigabsätze, wie die Hauptstadt sie Anfang des Jahrtausends in Serie produzierte. Aber der Kumpel fing an zu weinen, als er ihn ankommen sah. Er sagte Pedro, Pedro, Pedro, ohne es aussprechen zu können, und Vernon wurde unendlich müde.

Pedro hatte locker drei Häuser, zwei Ferraris, all seine Affären und Freundschaften, jeden Ansatz einer Karriere, sein Aussehen und sämtliche Zähne durch die Nase gezogen. Er schämte sich nicht dafür und behauptete, er habe kein Problem damit, nein, sein Ding war Großkotzigkeit, hektische Hysterie, lautstarke Leidenschaft. Er rieb es sich ins Zahnfleisch, streute es sich auf die Jacke, er kannte alle Bars von Paris, die er ausschließlich nach der Nutzbarkeit ihrer Toiletten auswählte. Er kam zu Vernon nach Hause und verteilte es überall, zwei Tage später zog er wieder los und ließ ihn als Wrack zurück. Pedros Musik war Marvin Gaye, Bohannon, Diana Ross und die Temptations. Vernon war gern bei ihm zu Besuch, der Sound war Spitze, der Sessel bequem, und Pedro kaufte Whisky, der einen auf Reisen schickte – man hielt sich abwechselnd für einen Gangster, einen Privatdetektiv und einen englischen Dandy.

Vernon hatte ein Foto wiedergefunden, auf dem sie alle vier zu sehen waren. Er und die drei Toten. Sie umringten ihn, es war sein Fünfunddreißigster. Ein schönes Foto, so eines, das jemand mit einem analogen Apparat aufnahm und für die Freunde abziehen ließ. Vier ziemlich benebelte Jungs, aber schlank, mit vollem Haar, lebhaften Augen und einem Lächeln ohne Bitterkeit. Sie hoben ihre Gläser, Vernon war deprimiert an dem Abend, fünfunddreißig zu werden zog ihn runter. Vier hübsche Kerle, glücklich, bescheuert zu sein, nichts zu wissen, und vor allem keine Ahnung zu haben, wie sehr sie auf der guten Seite dessen standen, was das Leben für sie bereithielt. Sie hatten die halbe Nacht Smokey Robinson gehört.

Nach Pedros Beisetzung hatte Vernon aufgehört auszugehen und Anrufe anzunehmen. Er glaubte, es sei eine Phase, sie werde vorbeigehen. Es kam ihm nicht unpassend vor, dass er sich nach dieser Serie so dicht aufeinanderfolgender Trauerfälle in sich selbst zurückziehen musste.

Außerdem war er inzwischen endgültig pleite, was seinen Hang zur Isolierung verschärfte. Dass er kein Geld hatte, eine Flasche mitzubringen,

seinem Körper gespannt. Die Orgel von Steve Winwood dehnt den Raum, von Vernon bleibt nur eine märchenhafte Anspannung in Richtung Wohlbehagen, eine Ausdehnung in der Dunkelheit, er ist die ganze Stadt, er überragt sie, Jimi und Janis geben ein unglaubliches Konzert, das nur er allein hört. Über ihm funkeln die Sterne mit seltsamer Stärke am Himmel von Paris.

Später – er ist inzwischen eingeschlafen – legt sich ein Lichtstrom über ein Gitarrenriff, Janis' Stimme durchbohrt den Schmerz, als öffnete man einen eitrigen Abszess, er entspannt sich. Unsichtbare geschickte Finger schieben sich unter seine Schlüsselbeinknochen und ziehen, der Atem ist wieder frei, die Wärme breitet sich aus, der Brustkorb weitet sich. Er genießt mit jeder Parzelle seiner Haut, das Lied geht ewig weiter.

Als es still wird, staunt er, dass er noch am Leben ist. Seine Sachen sind klitschnass, er ist schwach, aber er schafft es, sich aufzusetzen. Er hat keine Ahnung, wo er ist. Er braucht etwas Zeit, um zu begreifen, dass das Gefühl von Fremdheit mehr mit der Stille als mit der Bühne in seinem Inneren zu tun hat. Überhaupt kein Verkehr. Ihm dreht sich der Kopf. Er hat noch nie eine so angenehme Ruhe erlebt. Sein ganzes Sein wird davon überflutet. Heroin schafft das nicht. Weder Pilze noch LSD oder Stechapfel verschaffen eine so perfekte akustische Illusion wie die, die er soeben erlebt hat. Dabei ist er gar nicht tot, ein stechender Schmerz in der Kehle macht ihm begreiflich, dass er vielmehr sehr lebendig ist. Und krank. Aber zufrieden, Herrgott, zufrieden wie ein Idiot, zufrieden wie ein Schwachkopf. Vor sich entdeckt er eine unverstellte Sicht, er sieht ganz Paris von oben.

Ich bin ein einsamer Mann, ich bin fünfzig Jahre alt, meine Kehle ist seit dem Krebs durchlöchert, und ich rauche am Steuer meines Taxis bei offenem Fenster Zigarre, ohne mich um die Visage der Kunden zu scheren.

Ich bin Diana, ich bin ein Mädchen, das immer lacht und sich für alles entschuldigt, meine Arme sind von Messerschnitten gezeichnet.

Ich bin Marc, ich bekomme Sozialhilfe, und meine Alte ackert, um mich auszuhalten, ich kümmere mich jeden Tag um unsere Kleine, heute habe ich ihr zum ersten Mal gezeigt, wie man Fahrrad fährt, und ich habe an meinen Vater gedacht, als ich klein war und er die Stützräder von meinem Rad abmontierte.

Ich bin Eleonore; das Mädchen, das mir gefällt, fotografiert mich im Luxembourg, ich weiß, dass bald etwas passiert und dass es kompliziert wird, weil wir beide jemanden haben, aber es lohnt sich, etwas zu wagen.

Ich bin in meinem Bett, als ich vom Tod von Daniel Darc erfahre, ich denke an seine Nummer in meinem Telefon, ich habe Lust, die Nummer zu wählen, und bei der Vorstellung, dass das fortan unmöglich sein wird, überkommt mich ein langer Schwindel im unteren Rücken.

Ich bin ein von der Vorstellung seiner Entjungferung besessener Teenager, und die Rothaarige, auf die ich seit Monaten scharf bin, hat mir gerade zu verstehen gegeben, dass wir zusammen ins Kino gehen könnten. Ich glaube, sie macht sich nicht über mich lustig, und wenn ich in den Spiegel gucke, stelle ich fest, dass ich keine Spur von Akne mehr habe, das Roaccutan hat funktioniert, und ein neues Leben liegt vor mir.

Ich bin eine junge Geigenvirtuosin.

Ich bin die arrogante, überempfindliche Nutte, ich bin der mit seinem Rollstuhl solidarische Junge, ich bin die junge Frau, die mit ihrem Vater isst, den sie liebt und der so stolz auf sie ist, ich bin der Flüchtling, der den Stacheldraht von Melilla überwunden hat, ich gehe die Champs-Élysées hinauf und weiß, dass mir diese Stadt geben wird, weshalb ich hergekommen bin, ich bin die Kuh im Schlachthof, ich bin die Krankenschwester, die von ihrer Ohnmacht angesichts der Schreie der Kranken taub geworden ist, ich bin der Illegale, der jeden Abend für zehn Euro Crack nimmt und schwarz in einem Restaurant in Château Rouge

sauber macht, ich bin der Langzeitarbeitslose, der gerade einen Job gefunden hat, ich bin der Drogenschmuggler, der sich zehn Meter vor dem Zoll vor Angst in die Hose macht, ich bin die fünfundsechzigjährige Hure, die sich freut, ihren ältesten Stammgast ankommen zu sehen. Ich bin der Baum mit den nackten, vom Regen misshandelten Ästen, das Kind, das in seinem Kinderwagen schreit, die Hündin, die an ihrer Leine zerrt, die Gefängniswärterin, die die Gefangenen um ihre Sorglosigkeit beneidet, ich bin eine schwarze Wolke, ein Springbrunnen, der verlassene Bräutigam, der die Fotos seines früheren Lebens vorbeiziehen sieht, ich bin ein Penner auf einer Bank hoch oben auf einem Hügel, in Paris.

Fußnoten

[1] Das ist die Geschichte eines Jungen, der nicht mehr aufhören konnte zu tanzen, und natürlich ist er am Ende krepirt, das ist normal heutzutage.